



Karl-Heinz Göttert

DER RHEIN

Eine literarische Reise

RECLAME

Göttert
DER RHEIN





Rotterdam

Utrecht

DELTARHEIN

Deutschland

Waal

Lek

Niederlande

Lippe

Ruhr

Düsseldorf

Köln

Sieg

Bonn

Belgien

Maas

NIEDERHEIN

Koblenz

Lahn

MITTELHEIN

Mainz

Luxemburg

Mosel

Main

Mannheim

Frankreich

Karlsruhe

Straßburg

OBERHEIN

Neckar

HOCHRHEIN

Basel

BODENSEE

Konstanz

Aare

Schweiz

Vorderrhein

ALPENHEIN

Österreich

Chur

Hinter
rhein

Karl-Heinz Göttert

DER RHEIN

Eine literarische Reise

Mit 120 Abbildungen und 7 Karten

RECLAM 

2021 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Covergestaltung: Anja Grimm Gestaltung
Coverabbildung: Christian Eduard Boettcher, *Blick auf Burg Katz,
im Hintergrund die Loreley* (1876) – akg-images / van Ham / Saša Fuis
Satz und Innengestaltung: Katharina Fuchs, fuxbux
Made in Germany 2021
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN PDF 978-3-15-950549-7
ISBN der Buchausgabe 978-3-15-011356-1

www.reclam.de

Inhalt

Vorwort 7

ALPENRHEIN, BODENSEE, HOCHRHEIN

1 Nicht nach Asien 13 • 2 Eroberungsgedanken 16 • 3 Schlechte Wege 19 • 4 Eine fast vergessene Sprache 23 • 5 Ein Heiliger und ein Bär 24 • 6 Suchen und finden 30 • 7 Späte Kindheitserinnerung 32 • 8 Im Turmzimmer gedichtet 37 • 9 Zu viel Askese 41 • 10 Säuisches und Brutales 46 • 11 Konzilsfreuden 49 • 12 Schwäbische Geschichten 54 • 13 Beispiel Rheinfluss 57 • 14 Die schöne und die wahre Wirklichkeit 60 • 15 Regenspaziergang 62 • 16 Geschichte eines Trompeters 63

OBERRHEIN I

1 Neues aus Italien 71 • 2 Narrenspiegel, aber holprig 75 • 3 Nicht ohne Drucker 78 • 4 Dialekt? Dialekt! 81 • 5 Alemannisch gegen Radioaktivität und Blei 86 • 6 Kameltreibernonnen 88 • 7 Blasphemische Liebe 91 • 8 Wettfahrt mit Hirsebrei 96 • 9 Im Rausch geschrieben 99 • 10 Kalendergeschichten 102 • 11 Majestätisch ruhiger Rhein 105 • 12 Malerisch 107 • 13 Codex Manesse 110 • 14 Das Wunderhorn 113 • 15 Zum Abschied ein Theater 117 • 16 Schrille Schreie 120 • 17 Von Liebe und Politik 124

OBERRHEIN II

1 Brautwerbung mit Folgen 131 • 2 Flucht aus dem KZ 137 • 3 Wie der Horror in die Welt kam 141 • 4 Nächtliche und andere Freuden 143 • 5 Staufisches Fest 148 • 6 Erstaunlicher Mann 152 • 7 Brillante Prosa 155 • 8 Keine Liebe bei Mord 159 • 9 Ein Rheinländer 162 • 10 Schaumwein 165 • 11 Selbstentleibung 168 • 12 Briefwechsel mit einem Kinde 171 • 13 Herbsttage am Rhein 175 • 14 Fiktives Gespräch 178 • 15 Rheinfahrt 181

MITTELRHEIN I

- 1 Heilige mit Rheinfisch 187 • 2 Wallfahrt zur Kapelle 190 • 3 Mäuse- und andere Türme 194 • 4 Rückzugsort 197 • 5 Ein Glaubensbekenntnis 200 • 6 Pogrom am Rhein 203 • 7 Nöte um eine Geliebte 207 • 8 Geburt eines Mythos 211 • 9 Der Welterfolg 217 • 10 Parodistisches 220 • 11 Durchsuchung nach Schmuggelware 221 • 12 Rheinschlösschen 222 • 13 Geistesgruß 223 • 14 Krimi um ein Verschwinden 227 • 15 Donnernde Stimme 229 • 16 Rheinlied 234 • 17 Noch einmal in Koblenz 235 • 18 Elitärer Zirkel 239

MITTELRHEIN II

- 1 Wasser oder Feuer? 245 • 2 Rolandsbogen 247 • 3 Besuch eines Franzosen 248 • 4 Drachentöter 251 • 5 Liebesgrüße von der Burg 255 • 6 Patriotismus mit Franzosenhass 259 • 7 Rheinkrise 264 • 8 Der Mann der Stunde 270 • 9 Apokalypse als Sehnsucht 272 • 10 Von Falken und anderen Tieren 275 • 11 Geschürzte Damen 279 • 12 Was Jesuiten einfiel 281 • 13 Der schöne Dom und das hässliche Köln 285 • 14 Ringen um den Dom 288 • 15 Eiserne Zeiten 293 • 16 Neue Rheinkrise 295 • 17 Krieg und lieben 297 • 18 Lobrede auf eine Stadt 301

NIEDERRHEIN UND DELTA

- 1 Angst vor einem Mörder 307 • 2 Aus dem Dialekt geflohen 308 • 3 Napoleon, einreitend 311 • 4 Komponieren für den Rhein 315 • 5 Urteil über einen Revolutionär 318 • 6 Jahrtausendfeier 320 • 7 Ein Poet für den Niederrhein 323 • 8 Siegfrieds Schwertleite 327 • 9 Unerwarteter Beiträger 329 • 10 Schwanenritter 331 • 11 Einer der erfahrensten aller Rheinreisenden 334

Nachwort und Dank 339

Literaturverzeichnis 341

Bild- und Textnachweise 347

Vorwort

DIE IDEE ZU DIESEM BUCH KLINGT EINFACH. Ich reise mit Freunden den Rhein entlang von der Quelle bis zur Mündung. Und erzähle beim Vorbeifahren an Städten und Landschaften, was sich dort literarisch zugetragen hat.

Einmal vorausgesetzt, man interessiert sich für Literatur, speziell für deutschsprachige einschließlich ihrer Dialekte, aber auch rätoromanische, lateinische, französische, englische, und dies von ihren ältesten Zeiten bis heute. Sieht man sogleich den Pferdefuß? Die schöne Topographie mit dem verlässlichen Fließen des Wassers in immer tiefere Gegenden reibt sich an einer ganz ungewohnten Chronologie. Die Ereignisse »springen«. Am Bodensee etwa ist über einen Autor namens Oswald von Wolkenstein zu berichten, der im 15. Jahrhundert lebte, und über Martin Walser in unserer Gegenwart. Was aber, wenn Heinrich Heine nicht nur an der Loreley, sondern auch in Bacharach und Düsseldorf vorkommt? Wie übrigens so viele andere auch, zum Beispiel Goethe, der uns an den verschiedensten Orten begegnet, so dass der Faden der Erzählung immer wieder fallen gelassen und neu aufgenommen werden muss – manchmal in genau »falscher« Chronologie, als wolle der Rhein uns zum Narren halten.

Die Topographie scheint also zu stören. Aber sie besitzt auch eine befreiende Kraft. Sie befreit vom Hegelianismus, der uns »Gebildeten« seit Schülerzeiten im Kopf steckt, selbst wenn wir keine Zeile Hegel gelesen haben. Immer musste das Nachfolgende irgendwie das Fortgeschrittenere, ja Bessere sein. Und wenn aus der topographischen Idee etwas Gutes entspränge? Wenn sie uns auf andere und neuartige Gedanken brächte? Vielleicht der Art, dass die Topographie nur eine unterschiedliche Form von Zusammenhang ins Spiel brächte, die sich radikal von der chronologischen unterscheidet? Womit der stur seinen Weg fließende Rhein eine geheime Regie führte, die aufzudecken mindestens so spannend wäre wie unser angelerntes Wissen? Und zum Schluss herauskäme, dass Oswald und Walser sowie all die anderen Autoren und Autorinnen, die hier noch gar nicht genannt sind, verbrüderter oder verschwistert wären?

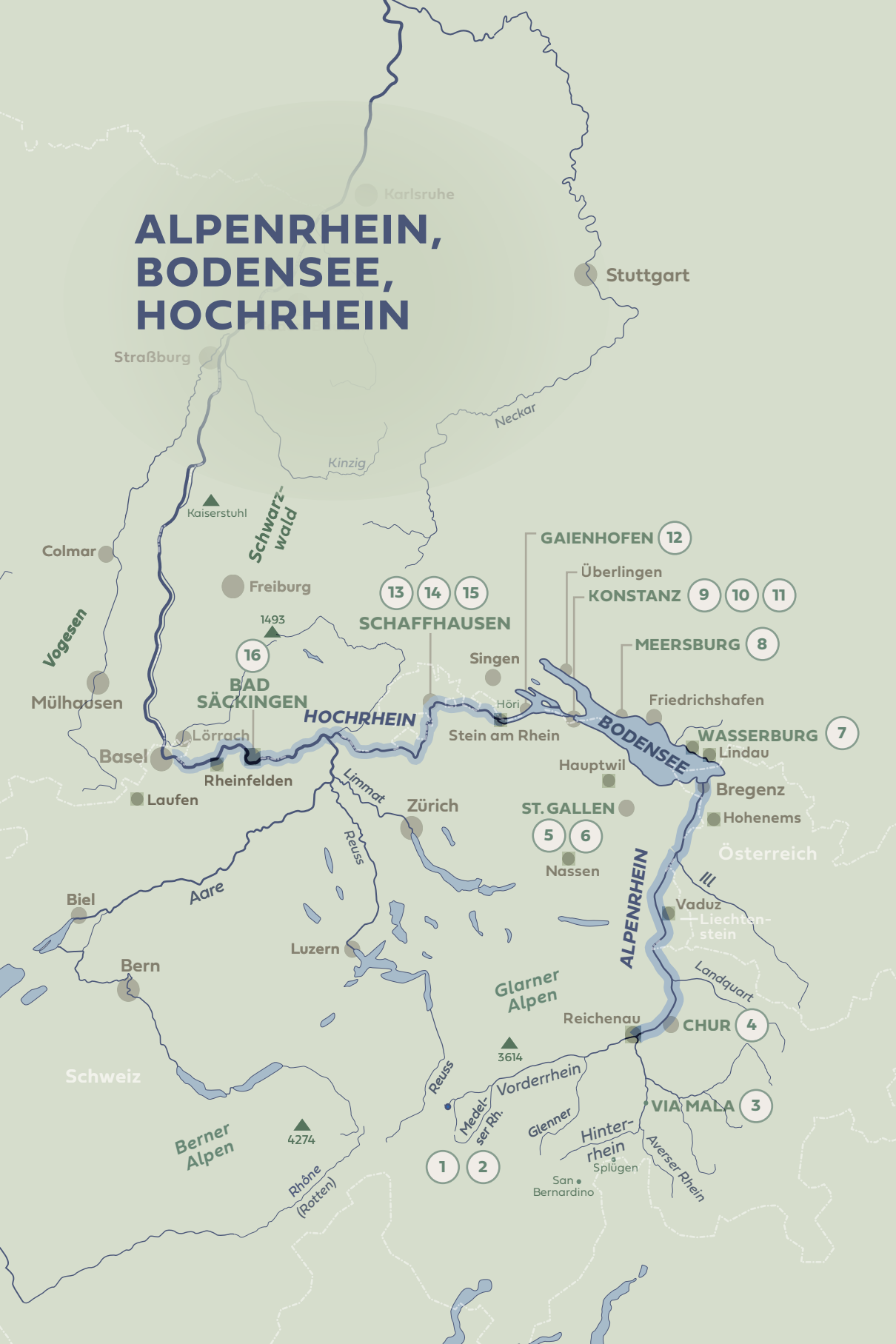
Vorsicht! Das liefe nun doch zu naiv auf eine irgendwie magische Aufwertung des Zufalls hinaus. Jedenfalls wenn mit der topographischen Anordnung »Sinn« verbunden würde, gar eine Aufblasung der Regionalität zu einer Art höherem Wesen. Nein, nicht »Sinn«. Nur Irritation, nur eine Betrachtung, die etwas Gewohntes nicht befolgt. Nur eine »Ordnung«, die dem Denken dadurch eine Extrachance bietet, dass es sich vom Üblichen löst, ja auf freundliche Weise zu lösen zwingt. Und immer wieder bringt einen diese Form von Regie ja wirklich ins Grübeln. Wenn sich zum Beispiel Persönlichkeiten mit ihren Werken »begegnen«, die viel und zugleich rein gar nichts miteinander zu tun haben: Carl Zuckmayer und Anna Seghers, beide aus Rheinhessen, beide in der Nazizeit aus Deutschland vertrieben, die beide ihre Werke in ihrer »Heimat« spielen lassen: der eine mit dem *Fröhlichen Weinberg* als eine heitere Komödie in der Nähe von Mainz, die andere mit *Das siebte Kreuz* als eine grausame KZ-Geschichte dicht daneben in Osthofen nahe Worms.

Warum überhaupt der Rhein? Die Antwort des Kulturwissenschaftlers: Der Rhein »hat« etwas. Historiker betonen die Rolle dieses Flusses als »Mythos«, ja Auslöser von Kriegen ebenso wie von Friedensutopien. Man kann eine Biographie des Flusses schreiben, die die Schicksale seiner Anrainer von den Römerzeiten bis heute mit der einzigartigen Landschaft bzw. den verschiedenen Landschaften von den Alpen bis ans Meer in Verbindung bringt. Der hier gewählte Aspekt ist spezieller: Es geht um die Literatur, die am Rhein entstand, um die keineswegs immer hier geborenen Literaten, die jedoch für kürzere oder längere Zeit hier lebten und vor allem hier gearbeitet haben – mit dem Hessen Goethe oder dem Schwaben Schiller sogar unsere bedeutendsten »Klassiker«. An Werken ist jedenfalls kein Mangel, immer wieder fährt man an Orten vorbei, die Handlungsorte von Romanen, Gedichten, Theaterstücken waren. Es sind berühmte darunter, aber auch solche, die allmählich in die Zone des Vergessens rücken oder tatsächlich nur noch Spezialisten bekannt sind. Die Reise wird so gesehen zur Entdeckungsreise, vielleicht überhaupt zur (Rück-)Gewinnung von Freude am Lesen.

Und noch ein Vorteil der topographischen Anordnung ist zu erwähnen. Mir selbst ist es immer leichter gefallen, Zugang zu Autoren und Texten zu gewinnen, wenn ich wusste, wo sie sich aufgehalten haben bzw. wo ihre Werke entstanden sind. Dieses Buch führt von Stätte zu Stätte, man könnte in seinem Gedächtnis kramen, was denn nun folgen wird. Oder man könnte

überrascht sein nach dem Motto: der oder das wirklich hier? Ich hatte immer eine klammheimliche Freude, wenn es gerade die weniger bekannten Orte waren, zu denen es etwas zu erzählen gab, nicht nur zu Mainz oder Köln etwa, den kulturellen Hotspots, sondern zum Beispiel zu Kleinhüningen oder Unkel. Wetten, dass viele Leserinnen und Leser gerade diese Fälle besonders gut im Gedächtnis behalten werden? Weil unser Gedächtnis eben die überaus praktische Eigenschaft hat, Dinge zu »lokalisieren«, zu »verorten«. Ein Experiment also, gewiss. In Zeiten, in denen das Lesen von Literatur nicht mehr selbstverständlich ist, hoffentlich ein anregendes.

ALPENRHEIN, BODENSEE, HOCHRHEIN



Karlsruhe

Stuttgart

Straßburg

Neckar

Kinzig

Kaiserstuhl

Schwarz-
wald

Colmar

Freiburg

13 14 15

SCHAFFHAUSEN

GAIENHOFEN 12

Überlingen

KONSTANZ 9 10 11

Singen

MEERSBURG 8

1493

BAD
SÄCKINGEN

HOCHRHEIN

Stein am Rhein

Friedrichshafen

WASSERBURG 7

Vogesen

Mülhausen

Basel

Rheinfelden

Laufen

Limmat

Zürich

Höri

Hauptwil

Bregenz

Hohenems

Österreich

Biel

Aare

Reuss

ST. GALLEN

5 6

Nassen

Vaduz
Lichten-
stein

Schweiz

Bern

Luzern

Glarner
Alpen

Reichenau

CHUR 4

Landquart

3614

1 2

Vorderrhein

Medel-
ser Rh.

Glener

Hinter-
rhein

Spiügen

VIA MALA 3

Averser Rhein

Berner
Alpen

4274

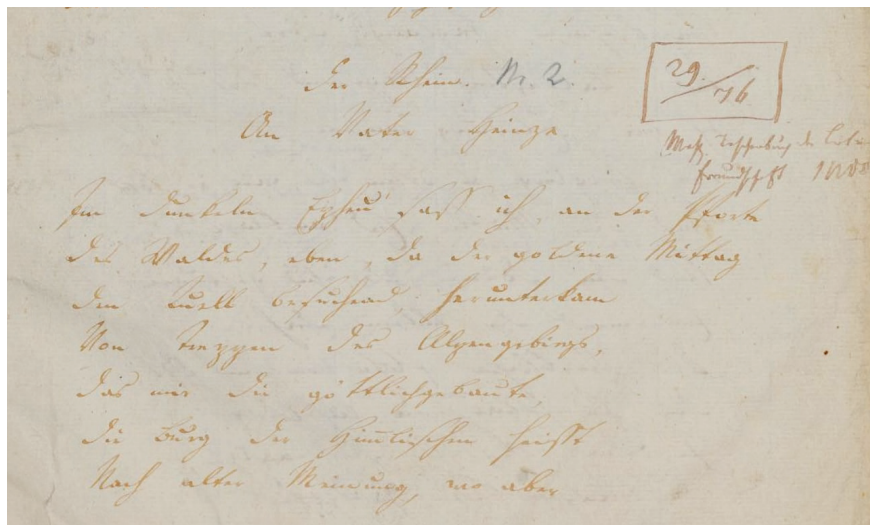
Rhône
(Rotten)

San
Bernardino

1 Nicht nach Asien

DIE QUELLE. – Als Hölderlin seine Hymne *Der Rhein* im Jahre 1801 in einer ersten Fassung entwarf, war er Hofmeister beim Leinenfabrikanten Anton von Gonzenbach im schweizerischen Hauptwil. Er hatte gerade seinen Dienst angetreten, den er rasch wieder aufgeben sollte – das Gedicht beendete er noch im gleichen Jahr, aber bereits nach der Rückkehr zu seiner Mutter in Nürtingen am Neckar. Diesmal war kein katastrophaler Zwischenfall schuld gewesen wie kurz zuvor bei der Hofmeisterstelle in Frankfurt am Main. Dort hatte sich der Dichter in die Ehefrau seines Brötchengebers verliebt, in Susette Gontard, die er anschließend in seinem Roman *Hyperion* als Diotima unsterblich machte. Nun trennte man sich im beiderseitigen Einvernehmen.

Also Hauptwil, nicht am Rhein gelegen, dafür mit dem »Mythos Schweiz« als Hort der Freiheit inmitten ungebändigter Natur verbunden – Hölderlin hatte einige Berggipfel direkt vor Augen. Immerhin ist der Rhein wirklich das Thema der Hymne. In den parallel entstandenen Oden *Der Main* und



Hölderlin, *Der Rhein* im Manuskript (Beginn)

Der Neckar tauchen die besungenen Flüsse nur in Randbemerkungen auf. Die Szenerie bildet dort ganz überwiegend nicht Deutschland, sondern Griechenland, der Sehnsuchtsort, der auf andere Weise für Freiheit steht. In der *Rhein*-Hymne sitzt der Dichter-Seher hoch oben in den Bergen an einer Quelle. Seine Seele ist Italien und den »Küsten Morea's«, also Griechenland, zugewandt. Er erlebt: Ein »Jüngling« »tobt«, klagt seine Eltern, den »Donnerer« Zeus und die »Mutter Erde«, an, die ihn, den »Halbgott«, zu Unmöglichem zwingen wollen, nämlich in eine ganz unerwünschte Richtung zu fließen. Denn »der edelste der Ströme«, der »freigeborene« Rhein will nach »Tessin« und »Rhodanus« (Rhône), auf jeden Fall statt in den Norden in den Süden, nach »Asia«. Aber er ist eben »blind« wie alle »Göttersöhne«, »unerfahren«, versteht seine Aufgabe nicht, muss dazu gezwungen werden, ehe er

Stillwandelnd sich im teutschen Lande
 Begnüget, und das Sehnen stillt
 Im guten Geschäfte, wenn er das Land baut –
 Der Vater Rhein – und liebe Kinder nährt
 In Städten, die er gründet.

Ein provozierender Auftakt also zu den insgesamt 221 Zeilen in freien Rhythmen. Ganze Forschergenerationen haben sich daran abgemüht und nicht selten das Rätselhafte noch rätselhafter gemacht wie etwa Martin Heidegger, der dem *Rhein* zusammen mit der Hymne *Germanien* im Wintersemester 1934/35 eine komplette Vorlesung widmete. Er sah in Hölderlin einen Seelenverwandten, der die »Entwurzelung« durch die zweitausendjährige abendländische Aufklärungsgeschichte »durchlitten« hatte und zu den anfänglichen »Göttern« zurückgekehrt sei – als »Dichter des Dichters« und zugleich »Dichter der Deutschen«. Darin spukt viel Sehertum herum, wie es Heideggers Vorbild Stefan George verbreitete. Sei's drum, hier folgt keine alte oder neue Interpretation, sondern nur diese kleine Anmerkung zu »Asia«. Auch wenn die Handschrift Hölderlins ein fast sprichwörtliches Problem darstellt, das seinen ersten modernen Herausgeber Friedrich Beißner das Augenlicht kostete – man liest an dieser Stelle auf jeden Fall richtig.

Vor allem: Es stimmt tatsächlich. Denn der Rhein entspringt in den Alpen, die bekanntlich ein sehr spät entstandenes Gebirge darstellen, um die 25 Millionen Jahre alt, fast nichts zum Beispiel gegenüber der Eifel mit ihren 400 Millionen. In dieser frühen Zeit muss es so gewesen sein, dass die heu-

tige Quelle ihr Wasser in alle Himmelsrichtungen schickte, über die Rhône ins Mittelmeer, über die Donau ins Schwarze Meer, dessen Westufer ja dem Orient gegenüberliegt. Vor etwa 10 000 Jahren ging es dann auch Richtung Norden bzw. Nordsee. Wenn der unbenannte Grübler am Anfang des Gedichts zu dieser Zeit seine Beobachtung machte, könnte er durchaus das geschilderte Ringen um die richtige Richtung mitbekommen haben, vielleicht nicht gerade unter Beteiligung der antiken Götter und Halbgötter.

Und wie kam Hölderlin darauf? Hat er die Erkenntnisse der modernen Wissenschaft über die Plattentektonik unserer Erde, die für diese Art von Heben und Senken von Gebirgsmassen einschließlich wechselnder Flussläufe verantwortlich ist, vorweggenommen? Natürlich nicht, Hölderlin könnte sich aber bei dem Historiker Nicolaus Vogt bedient haben, der die Theorie vom Rheindurchbruch auch schon ganz ohne Plattentektonik beschrieb – Bettina von Arnim berichtet darüber in einem Brief an Goethe, wie wir noch sehen werden. Im Übrigen ging es Hölderlin um den »vaterländischen Strom«, wie er die Hymne ja auch in die *Vaterländischen Gesänge* aufnahm. Dieser Strom, den er schon 1788 zum ersten Mal kennenlernte (auch darüber später mehr), enthält etwas von der Sehnsucht nach dem wahren Vaterland, das für Hölderlin eben Griechenland war. Dessen damaliges Ringen um Freiheit machte ihn zum Schwärmer – der *Hyperion*-Roman, in dem sich dies alles »real« abspielt, strapaziert die Nerven jedes historisch informierten Lesers erheblich.

Dabei kommt Hölderlin auf die gedankliche Konstruktion immer wieder zurück, im Gedicht *Die Wanderung* zum Beispiel. Auch dort ist von der Sehnsucht nach »Asien« die Rede und wieder vom Rhein, der sich »mit Gewalt« »ans Herz ihm (gemeint: Asien) stürzen« will, aber als »Zurückgestoßener« den richtigen Weg findet. Die Quelle hatte also eine gute Idee, als sie sich dann doch anders entschied oder jedenfalls dem Druck des Gottes gehorchte, der wohl wusste, was er tat. Deutschland ist mit diesem »Vater Rhein« für Hölderlin also kein schlechtes Vaterland.

2 Eroberungsgedanken

DER RHEIN. – Seit wann ist vom Rhein als Strom – von der Quelle bis zur Mündung – die Rede? Seinen Namen hat er offenbar von den Kelten, die ersten schriftlichen Belege stammen jedoch von den Römern. Klar, dass die sich nicht viele Gedanken darum machten, warum der Rhein wohin strömt. Er strömte einfach und trennte die Welt im Norden in irgendwie übersichtliche Teile, die man in vertretbaren Häppchen zu erobern gedachte. Caesar erwähnt den Rhein gleich zu Beginn seines *Gallischen Krieges* in genau dieser Funktion: Trennung von Kelten und Germanen, sehr grob gesagt. Die Kelten als die Nähergelegenen waren dann zuerst dran, das Scheitern bei den Germanen überließ er seinem Nachfolger Varus.

Tacitus ist in seiner *Germania* nicht viel gesprächiger, akzentuiert aber anders. Nach einem ersten Anlauf mit Hinweis auf die Trennung von Galliern und Pannoniern durch Rhein und Donau liest man, der Rhein sei »auf einem unerstiegenen und steilen Firn der rätischen Alpen entsprungen, mischt sich, nachdem ihn eine mäßige Beugung gen Westen gewendet, mit dem nördlichen Weltmeer«. Also keine Spekulation über diese »Beugung«, schon gar keine über Asien, wofür, wenn überhaupt, die Donau zuständig gewesen wäre, die Tacitus ebenfalls erwähnt. Sie besitze sechs Mündungsarme, heißt es, ein siebenter werde »von Sümpfen verschlungen«.

Dabei behandelt der Historiker nicht Möglichkeiten der Eroberung, sondern geradezu umgekehrt die Tatsache, dass die Römer viel von diesen angrenzenden Barbaren lernen könnten. Zum Beispiel einen gesunden Lebensstil jenseits von Völlerei, Unzucht und was sonst noch im florierenden Weltreich eingerissen war. Ein interessantes Detail: Zur Eheanbahnung gingen die Heiratswilligen zum Baden in Flüsse oder Weiher, um sich die Auserkorenen nackt anzusehen. Die römischen Damen werden es mit gemischten Gefühlen gelesen haben, schon weil es ein Zeugnis für das war, was sie sich kaum vorstellen konnten: nämlich Verzicht auf Sex in dieser einladenden Situation.

Wenn man einmal nach Erwähnungen des Rheins in der antiken Literatur sucht, wird man rasch weiter fündig, allerdings eher in Nebenbemerkungen. Horaz bezieht sich auf den Rhein in seinem *Buch von der Dichtkunst*, wo er davor warnt, seine Verse nicht unnötig aufzudonnern – etwa mit Hin-

weis auf »Dianas Altar im Waldesgrün« oder eben auch auf den »Rheinstrom«. Ovid spricht von seinen »gebrochenen«, Martial von seinen »goldenen Hörnern«, was jeweils auf die Darstellung des Rheins als Flussgott in der Gestalt eines Stiers verweist – »gebrochen« mit Blick auf die Eroberung der dort lebenden Völker, »golden« mit Blick auf das Gold in ihm, das später im *Nibelungenlied* eine entscheidende Rolle spielen wird. Passend dazu gibt es bildliche Darstellungen, wie man sie etwa auf einem Relief aus dem 2. Jahrhundert findet, das in der Bonner Bundeskunsthalle aufbewahrt wird. Der Rhein erhebt darauf als Flussgott den gehörnten Kopf aus wunderschön gemeißelten Wogen. Wenn es mit dem *Rhenus bicornis* (»zweihörnigen Rhein«) nicht noch einfacher ist und die Hörner auf die Mündung bezogen sind, auf das Delta mit ihren zwei Hauptarmen: Waal und Lek auf Niederländisch.



Darstellung des »zweihörnigen Rheins« (*Rhenus bicornis*). Teil eines Grabmals, 2. Jahrhundert

Erwähnen wir nebenbei, dass die Römer Flüsse für die damalige Städtebildung als enorm wichtig empfanden. Vitruv, Architekt in der Zeit von Augustus, hat das bedeutendste antike Werk über die Architektur geschrieben, das er diesem Kaiser wohl aus Werbezwecken widmete. Darin behandelt er ausführlich auch den Städtebau und verweist nachdrücklich auf das Vorhandensein von Wasser bzw. Flüssen. Am Rhein entlang entstanden sie in der Römerzeit geradezu vorbildlich. Straßburg, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln, Xanten – alles militärische Stützpunkte, die nicht zuletzt auf dem Wasserweg zu versorgen waren, wie es das berühmte Neumagener Weinschiff als Skulptur auf dem Grabmal eines römischen Weinhändlers für die Mosel bezeugt. In Köln wurde 2007 aus dem Uferschlamm ein realer Kahn geborgen, der belegt, wie solche Schiffe damals aussahen. Man weiß es natürlich auch aus Berichten. Der Rhein war wie alle vergleichbaren Flüsse voll von Booten, besetzt mit Ruderern, die bei Bedarf nach ihren Schwertern greifen und als Soldaten ans Ufer springen konnten.

Früh war auch vom »Vater Rhein« als Flussgott die Rede, zum Beispiel auf Weihesten, die römische Soldaten in der fernen Heimat errichten

ließen, um sich entsprechenden Beistandes zu versichern – in Straßburg fand sich ein schönes Exemplar. Immer aber bot der Fluss einen erhebenden Anblick, stand für Majestät. Ein berühmtes Buch über Rhetorik mit dem Titel *Vom Erhabenen* bringt es auf den Punkt: »Von der Natur irgendwie



**Weihstein an Vater Rhein in Straßburg,
2. Hälfte des 2. Jahrhunderts**

geleitet, bewundern wir darum nicht die kleinen Bäche, beim Zeus, wenn sie auch durchsichtig und nützlich sind, sondern den Nil und die Donau oder den Rhein und noch viel mehr als sie den Ozean.« Der griechisch geschriebene Text, überliefert unter dem Namen eines Longinos, stammt von einem Rhetoriklehrer aus dem frühen 1. Jahrhundert n. Chr., der wohl besorgt war, dass es mit der großen Redekunst unter den Bedingungen der Kaiserzeit bergab ging. Großes, das geht daraus hervor, wird – genau wie in der Natur – von Großem hervorgebracht. Also mögen sich die Redner und Dichter bitte daran halten bzw. weiter teure Lehrer engagieren, die es ihnen beibrachten. Und

was fiel diesem Mann als Beispiel ein? Eben, der Rhein, wenn auch neben Nil und Donau.

Postskriptum: Einige Jahrhunderte später sollten die großen Flüsse der Erde noch einmal eine wichtige Rolle spielen. Gemeint ist der sogenannte Vierströmebrunnen von Gian Lorenzo Bernini in Rom auf der Piazza Navona, am Fuß des großen Obelisken. Eigentlich ging es um die Repräsentation der damals bekannten vier Erdteile durch ihre jeweils bedeutendsten Flüsse. Aber Papst Innozenz X. wollte damit im 17. Jahrhundert keinen Erdkundeunterricht erteilen, sondern in Zeiten der Gegenreformation seine Herrschaft über die Welt dokumentieren. Für Afrika steht dort der Nil, für Asien der Ganges, für Amerika der Rio de la Plata – und für Europa die Donau, nicht der Rhein. Aber wir werden es noch zur Genüge erfahren. Der Rhein wurde – siehe Hölderlin – zum »deutschen« Fluss. Und als Franzosen und Deutsche um ihren Anspruch auf den Rhein bzw. seine Ufer stritten, wurde er auch zum »europäischen« Fluss.

3 Schlechte Wege

VIA MALA. – Bekanntlich hat der Rhein nicht nur *eine* Quelle, sondern zwei: den Vorder- und den Hinterrhein. Sie entspringen (wie auch die Rhône, die Aare und der Ticino) beide im Sankt-Gotthard-Massiv und treffen sich bei dem Graubündner Ort Reichenau, um ab hier »den« Rhein, genauer: den Alpenrhein, zu bilden. Mit dem Hinterrhein aber ist ein Roman verbunden, der in einer wilden Schlucht spielt, wobei man nicht weiß, wer wen berühmter gemacht hat: der Roman die Schlucht oder die Schlucht den Roman.

Gemeint ist jedenfalls *Via mala* von John Knittel, erschienen 1934. Zu dieser Zeit war die alte, schon von den Römern begangene bzw. freigelegene Route längst durch eine neue Straße entschärft, auch wenn es bis zur heutigen A 13, von der man über 321 Stufen zur alten Strecke und den mit ihr verbundenen wohligen Schauern hinabsteigt, noch bis 1967 dauern sollte. Goethe konnte, als er 1788 auf der Rückkehr von seiner Italienreise die *Via mala* durchquerte, weder die heutige A 13 noch die Vorgängerstraße von 1818 benutzen. Aber er profitierte bereits von Milderungen des Schreckens in Form neuer Brücken, die die schlimmsten Stellen zu umgehen halfen.

Knittel siedelt seine Schauergeschichte hoch über der noch ganz abenteuerlichen Schlucht an, wo der Sägemüller Jonas Lauretz fernab des nächsten (fiktiven) Städtchens Andross eine Mühle betreibt. Dabei bietet die Entstehung des Romans fast so viele Überraschungen wie die Handlung selbst. Knittel war der Sohn eines schwäbischen Missionars und einer Mutter aus Basel, geboren in Indien und mit einem indischen Dialekt aufgewachsen. Nach der Rückkehr der Familie in die Schweiz besuchte er ein Basler Gymnasium, wurde verwiesen, kam in ein Pfarrhaus, wo er Französisch lernte, und siedelte 1910 nach London über. Dort begegnete er einem englischen Schriftsteller, mit dem zusammen er erste Theaterstücke schrieb, danach den auch ins Deutsche übersetzten Roman *Kapitän West*. 1921 siedelte er sich mit Ehefrau und Kindern am Genfer See an, unternahm ausgedehnte Reisen nach Nordafrika, lebte in den 1930er Jahren mit der Familie in der Nähe von Kairo, kehrte lediglich zu Aufführungen seiner Theaterstücke in die Schweiz zurück. *Via mala* entstand in Kairo, auf Englisch, allerdings so-



Der Eingang zur Via mala. Federzeichnung von Carl Wagner, um 1821

gleich mit deutscher Übersetzung, woraus dann auch eine Aufführung als Bühnenstück in Zürich erwuchs.

Der Stoff des Romans entstammte dabei keineswegs einer Schweizer Geschichte oder Legende, sondern einem realen Prozess um einen Vatermord im Jahre 1817 in einer Mühle, und zwar in Mittelfranken. Daher erklärt sich auch, dass die konkrete *Via mala*, die Schlucht also, keine entscheidende Rolle spielt. Der Titel spielt eher auf die »Abwege« (*via mala* als »schlechter Weg« nach der wörtlichen Bedeutung) an, die die Figuren des Romans gehen. Denn dieser Müller Lauretz wird in der Einsamkeit zur Bestie. Der Trunksucht ergeben, verursacht er den Tod der neugeborenen Zwillinge, macht den ältesten Sohn Niklaus mit seinen Schlägen zum Krüppel, quält die Ehefrau mit einer Nebenbuhlerin, die er in einem Häuschen im Tal wohnen lässt. Um die Ausschweifungen bezahlen zu können, lässt er die Familie fast verhungern, bestiehlt die eigenen Kinder. Als die Tochter Silvia eine kleine Summe von einem Maler erbt, dem sie Modell gestanden hat, gelingt es ihm, den Betrag zu unterschlagen.

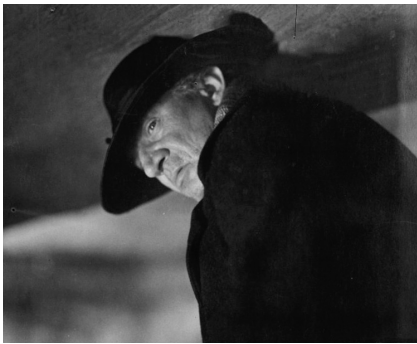
Es ist der Streit um diese neuerliche Untat, der eskaliert. Der Sohn stellt den Vater zuerst zur Rede, dann kommt es zum Kampf. Niklaus lockt den Vater in eine Falle, ein mit der Familie verbündeter und ebenfalls von Lauretz schwer geschädigter Tagelöhner empfängt den Vater vor der Tür mit einem Beil. Weil der Schlag nicht tödlich war, vollendet der Sohn die Tat mit einem Messer. Anschließend beseitigt die Familie die Leiche. Silvia, die gerade abwesend war, zeigt sich bei der anschließenden Befragung durch die Behörden solidarisch und verschweigt das Verbrechen. Nur endet damit der Roman nicht, im Gegenteil. Denn Silvia hat sich in den Untersuchungsrichter Andreas von Richenau verliebt, heiratet ihn, ohne ihn in das düstere Familiengeheimnis einzuweihen. Da erhält dieser die Akte des Falles. Er entdeckt Ungereimtheiten, stellt seine Ehefrau zur Rede, bewirkt damit eine Krise, die erst endet, als die gesamte Familie die Wahrheit offenbart, allerdings auch, was zur Tat führte. Andreas fällt nach langem Ringen den Entschluss, alles auf sich beruhen zu lassen, und schließt das Verfahren mit der Verschollenheitserklärung ab.

Als im Jahre 1995 in Göttingen ein Kolloquium über literarische Rechtsfälle von der Antike bis in die Gegenwart stattfand, hat sich einer der Teilnehmer, Friedrich Schaffstein, den Roman vorgenommen und ihn auf seine rechtlichen Grundlagen hin untersucht. Dabei kam heraus, dass einer der großen Kriminalisten des 19. Jahrhunderts, Anselm Feuerbach, in seiner

Aktenmäßigen Darstellung merkwürdiger Verbrechen bereits über diesem Fall gebrütet hat. Das Problem: Verwandten-, speziell Vatermord (*parricidium*) galt seit der Antike als eines der schwersten Verbrechen überhaupt, wurde mit der Höchststrafe des Räderns bestraft, als man in Zeiten der Aufklärung die Kindstötung bereits mit der milderen Schwertstrafe ahndete.

Das Problem lag in der Beurteilung der schuld mindernden oder gar schuldausschließenden Notlage. Noch das bayerische Gericht hatte im historischen Fall der fränkischen Mühle Sohn und Tagelöhner nach öffentlicher Ausstellung am Pranger zur »Kettenstrafe auf unbestimmte Zeit«, also bis zu ihrem Tod, verurteilt – wobei sich die Milderung allein daraus ergab, dass die »Kausalität der Tatanteile« (also Beil oder Messer) nicht festzustellen war. Noch das Strafgesetzbuch von 1871 lehnte mildernde Umstände bei Totschlag im Falle von Verwandten ausdrücklich ab. Erst 1926, also acht Jahre vor Knittels Roman, gibt es den ersten Fall einer Strafbefreiung »zur Abwehr einer gegenwärtigen Gefahr für Leib oder Leben seiner selbst oder eines Angehörigen«. Als sich der Bundesgerichtshof 1966 dieser Beurteilung anschloss, stimmte ein katholischer Strafrechtslehrer immer noch dagegen.

Knittels Roman gehört sicher nicht der Weltliteratur an, er steht eher dem Genre des Trivialromans nahe. Aber er behandelte ein Problem, das damals von großer Bedeutung war, trug dazu bei, die Wende in seiner Beurteilung einzuleiten. Und dies gewissermaßen in der krassesten Form, denn nicht nur die Familie blieb straffrei, sondern auch der angeheiratete Teil, der als besonders qualifizierter Rechtskenner letztlich seine Ehe retten durfte. Man versteht nun auch manche Überzeichnung in der Darstellung dieser Bestie des Sägemüllers. Nur so ließ sich der »Notstand« plausibel machen, aus dem heraus das »Verbrechen« begangen wurde. Viel mehr hätte man diesem Vater und Ehemann schlicht nicht



Carl Wery als Jonas Lauretz in der Verfilmung von Josef von Bány, 1945

anlasten und viel klarer das überholte Bild einer patriarchalischen Familienstruktur nicht anprangern können.

Eine letzte Überraschung mag darin liegen, dass dieser Stoff auch in Zeiten populär blieb, als die Wende in der juristischen Beurteilung längst voll-

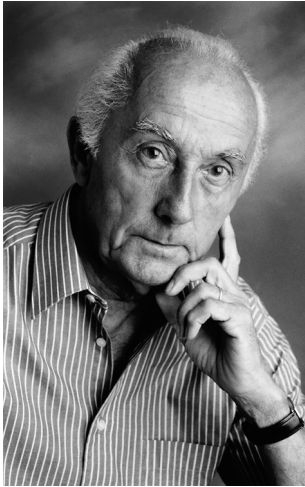
zogen war. 1961 feierte die Verfilmung mit Gert Fröhe ihren Erfolg, 1985 der Fernseh-Mehrteiler mit Mario Adorf. Die Via mala, jetzt nicht der Roman, sondern die mit ihm kaum zusammenhängende Schlucht, sollte mit ihrer düsteren Atmosphäre zu einer bleibenden Metapher des Bösen ineins mit der Möglichkeit ihrer Überwindung werden. Nachzutragen bleibt noch, dass eine erste Verfilmung unter der Regie von Josef von Bányi trotz Passieren der Zensur nicht in deutsche Kinos kam, weil Reichspropagandaminister Goebbels sie als »zu düster« empfand. Im Januar 1945 war allerdings weniger der Film als die Zeit »zu düster« geworden.

4 Eine fast vergessene Sprache

CHUR. – Zwischen Reichenau und dem Bodensee gibt es nur eine einzige Großstadt, die am Ufer des Rheins liegt: Chur. Noch ist der Rhein keine wirkliche Verkehrsader, wohl aber das Tal, das er sich gegraben hat und das hier, aus westlicher Richtung kommend, nach Norden abknickt, letztlich Richtung Nordsee. In den Süden führen wichtige Passstraßen, der Splügenpass und der San-Bernardino vor allem, die Chur zum Start und Ziel einer der meistbenutzten Nord-Süd-Routen über die Alpen machten. Die Gründung reicht entsprechend in die Römerzeit, als die Gegend von Rätern bewohnt wurde. Schon in der Spätantike wurde Chur Bischofsstadt, was sie bis heute blieb.

Die Römer unterwarfen die Räter militärisch, kolonialiserten sie, aber konnten ihnen nicht ihre Sprache nehmen: das Rätoromanische mit seinen zahlreichen Zweigen (darunter das Bündnerdeutsch). Die Gelehrten stritten sich, ob diese Sprache vom Lateinischen abstammt oder doch eher als eine Schwestersprache gelten muss – jedenfalls gilt Rätoromanisch als die dem Lateinischen am stärksten verwandte Sprache. Bekanntlich ist die Schweiz ein mehrsprachiges Land, vor allem mit Deutsch, Französisch, Italienisch, wenn man davon absieht, dass Deutsch nur als Schriftsprache Hochdeutsch bedeutet. Beim Sprechen benutzen die Deutschschweizer ihre Dialekte, und zwar wirklich im Plural. Nur gibt es eben als vierte Landessprache Rätoromanisch, im Kanton Graubünden neben Deutsch und Italienisch die dritte Amtssprache. Die Schweiz ist also allein in der Schrift nicht drei-, sondern viersprachig.

Dies aber spiegelt sich auch in der Literatur. Der Churer Gymnasiallehrer Gion Deplazes, der seine Doktorarbeit zum Thema *Geschichte der sprachlichen Lehrmittel im romanischen Rheingebiet* verfasste, setzte sich lebenslang für das Rätoromanische ein, unterrichtete es außer in Chur als



Gion Deplazes. Foto um 1980

Lektor an der Universität Zürich und der Hochschule St. Gallen, war Herausgeber der literarischen Reihe *Nies Tschespet*, Präsident der *Societad Retroumantscha*. Vor allem aber schrieb Deplazes, sofern es sich nicht um wissenschaftliche Arbeiten handelte, auf Rätoromanisch. Seit 1951 kamen neun Romane und vier Lyriksammlungen zustande.

Es ist schade, dass ein Uningeweihter kaum Chancen hat, diese Sprache zu verstehen. Man kann es ja einmal mit einem Satz aus der Fabel vom Fuchs und dem Raben versuchen, den das Internet bietet: *Sche tes chant è uschè bel sco tia parita, lura es ti il pli bel utschè da tuts*, heißt es auf Rätoromanisch. Auf Latein: *Cum tibi cantus aequè pulcher est atque species, tum es pulcherrimus omnium alitum*. Hat man es verstanden? Auf Deutsch entspricht dem: »Wenn dein Gesang ebenso schön ist wie dein Aussehen, dann bist du der schönste von allen Vögeln.« Deplazes ist 2015 im Alter von 97 Jahren gestorben. Ob er Nachfolger findet?

5 Ein Heiliger und ein Bär

ST. GALLEN. – Der Alpenrhein fließt vom schweizerischen Chur her am Fürstentum Liechtenstein vorbei, lässt dessen Hauptstadt Vaduz mit spektakulär gelegenen Schloss rechts liegen und mündet dann in den Bodensee, wo er in einem gewaltigen Becken aufgestaut wird. Heute grenzen an ihn drei Länder: die Schweiz an seinem Südwestufer, Deutschland am Nordostufer, ganz im Süden mit der Mündung beim nahen Bregenz Österreich. Es war kaum abzusehen, dass sich in dieser Region früh ein reiches Kulturleben entfalten sollte – im Mittelalter zunächst mit den be-

und als sy den göttlichen name
angeruffent do kamen sy in

clites weg an die stat der
sy nu begeret hatten d 29



Kolumban mit seinen Begleitern, darunter Gallus.
Handschrift der Stiftsbibliothek St. Gallen, um 1450

deutenden Benediktinerklöstern St. Gallen und der Reichenau auf der gleichnamigen Insel im Gnadensee sowie Konstanz als Bischofssitz.

Anfang des 7. Jahrhunderts aber herrschte hier noch Wildnis. Vereinzelt lagen auf Rodungsflächen im dichten Wald Höfe, die sich selbst versorgten und zum Schutz Adligen Zins zahlten. Das Leben spielte sich zwischen guten und schlechten Ernten ab, Hungerperioden waren normal. Eine frühe christliche Bekehrung versickerte im überkommenen Aberglauben. In diese Lage kam überraschend Bewegung. Ein merkwürdiger Mensch aus Irland namens Kolumban startete zusammen mit Begleitern eine Missionierung. Er warb für den christlichen Glauben unter Menschen, die ihn kaum verstanden, aber Hoffnung schöpften, weil Hoffnung der Dauerzustand war – schlechter konnte es ohnehin nicht werden.

Das Mittel der Werbung war nicht nur, vielleicht am allerwenigsten, das Wort. Das Mittel war Vorbild: Askese, ein Leben nahe dem Verhungern, verbunden mit bewusst erschwerter Arbeit. Kolumban forderte auch von kranken Begleitern ihren Beitrag, ließ bei der Ernte die Halme mit Stöcken abschlagen statt mit Sicheln – eine Demutsübung, gut gegen Sünden und gut, um als Vorbild für einen auf Gottes- und Nächstenliebe zielenden Glauben zu dienen. Die kleine Gruppe hauste irgendwo bei Bregenz in der Wildnis, ernährte sich von allem Greifbaren, selbst von Holzäpfeln. Der Einsatz für den christlichen Glauben zeigte sich darin, dass Kolumban Krüge zerschlug, mit denen die Bauern Bieropfer für Wotan brachten. Der Bodensee war nur Zwischenstation, das Ziel stellte Italien dar, wo der spätere Heilige 614 in Bobbio, mitten in der Wildnis der Emilia-Romagna, ein Kloster gründete. Es wird allein mit seiner Bibliothek zu den bedeutendsten in Europa zählen. Die Karolinger vereinnahmten es später, einer seiner Äbte, Silvester II., wurde 999 Papst.

Vorher aber lässt Kolumban einen Begleiter zurück, der offenbar zu krank war, um mitzumarschieren. Er heißt Gallus. Der führt die Mission in der Region weiter, die sein Lehrer ihm gewissermaßen überlassen hat. Auch Gallus ist Asket, wütet gegen den Götzenkult, versteht sich nebenbei auf Fischfang im Bodensee. Nur bleibt er nicht am See, sondern zieht die Wildnis vor, strebt ein Leben als Eremit an. So bricht er eines Morgens auf und schafft beachtliche 13 Kilometer in den Urwald. Völlig erschöpft lässt er sich in einer Höhle nieder. Vor dem sicheren Tod rettet ihn ein Bär, der zwar die letzten Reste seiner Mundvorräte frisst, dafür im angefachten Feuer Holz nachlegt. Gallus weiß nicht, wie der Ort heißt, es ist ja auch noch keiner,

wird nie seinen späteren Namen erfahren, den er nach ihm selbst erhielt: St. Gallen. Noch weniger wird der Bär gewusst haben, dass er für seine gute Tat ins Wappen der Stadt einging.

Woher man das alles weiß? Aus der Biographie oder (nicht nur wegen des Bären) Legende des Heiliggesprochenen, die gut 300 Jahre später Notker III. mit dem Namen »der Deutsche« schrieb, Abt jenes Klosters, das aus der Eremitenzelle hervorging. Die Rede ist darin von einer äußerst erfolgreichen Mission, die ringsum Menschen anzog. Als die Herzogstochter vom »bösen Geist« befallen wird, lässt der Vater nach Gallus rufen. Zwar geht der nicht selbst hin, wie es noch Kolumban tat und dabei dem Adel das Geschirr zerschlug oder seine Kinder als Hurenkinder beschimpfte. Aber Gallus betet für das Mädchen, das alsbald geheilt ist. Man bietet Gallus an, Bischof von Konstanz zu werden, aber er lehnt ab, bleibt in seiner Zelle im Urwald. Ungesund kann das Leben nicht gewesen sein, er stirbt mit über neunzig. Unterdessen entwickelt sich die Zelle zum Kloster, das im beginnenden 8. Jahrhundert eine Art Fluchtburg des regionalen Adels gegen die fränkischen Eroberer wird.

Als die sich dann durchgesetzt haben, erkennen sie den Wert der Mönchszelle, versorgen sie mit Landbesitz, nehmen den Wildwuchs unter ihre Fittiche, schon um Konkurrenten fernzuhalten. Ein mit allen Weihen versehener Priester wird hingeschickt, Otmar, der nun vollgültige Messen lesen und die Sakramente spenden kann. Aus den Eremiten entwickeln sich auf diese Weise Koinobiten, »Zusammenwohner«, die nicht einsam, sondern in Gemeinschaft unter einem festen Dach leben – die in Europa sich durchsetzende Form des Mönchtums. Otmar wird der erste Abt, auch wenn er weiter auf Armut Wert legt und zum Beispiel statt auf einem Pferd auf einem Esel reitet. Er weiß um das darauf beruhende moralische Kapital, reichert es weiter an durch die Versorgung von Armen und Kranken bis hin zur Pflege von Aussätzigen. Als der Bischof von Chur das Ganze mitbekommt,



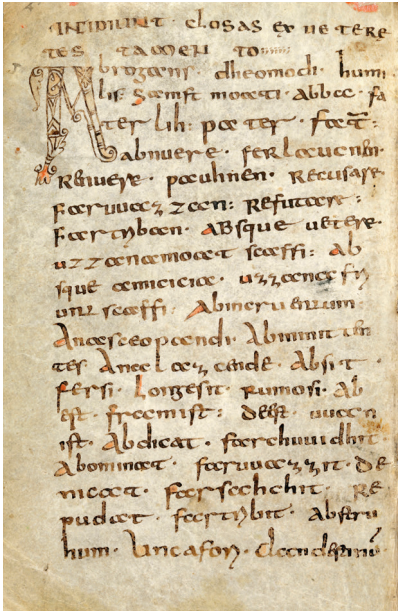
Gallus und der Bär in der Handschrift

plant er den Raub der längst wundertätigen Gallus-Gebeine, scheitert jedoch.

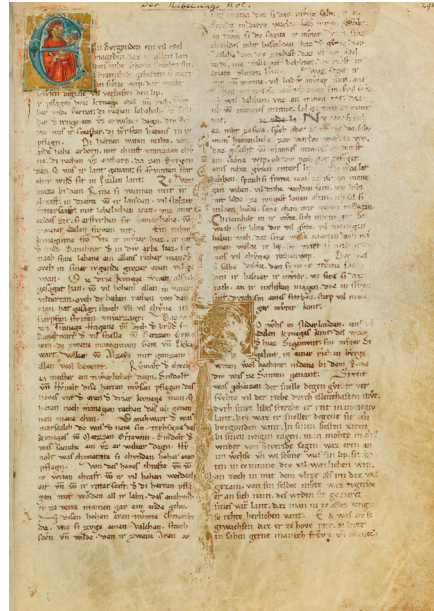
Erfolgreicher sind dann die Karolinger, ganz ohne Raub. 746 gliedern sie das immer noch wildwüchsige Kloster dem größten Klosterverband der Zeit mit einem Trick ein: Sie schenken Otmar ein Exemplar der Benediktinerregel, erpressen ihn damit, nach der mittlerweile reichsweit üblichen Ordnung zu leben. Schon im Jahr darauf betet Karlmann, der Sohn Karl Martells, in St. Gallen – Ehre und Wink mit dem Zaunpfahl ineins. Noch einmal kommt es zur Krise, als sich die Grafen der Gegend mit dem üblichen Mittel der Verleumdung zur Wehr setzen. Otmar soll eine Frau vergewaltigt haben, verhandelt wird vor dem Konstanzer Bischof, der die Grafen deckt. Otmar stirbt, der Nachfolger wird gleichzeitig Konstanzer Bischof, womit das Kloster eine Zeitlang zum Bistum gehört, ehe es wieder unter karolingischen Einfluss gerät und sich zu dem entwickelt, was wir noch heute mit seiner großartigen, mittlerweile barocken Klosteranlage samt Kathedrale kennen. Nicht vergessen sei der berühmte St. Galler Klosterplan aus dem Jahr 820, der die Idealvorstellung eines benediktinischen Klosters



Bibliothek des Klosters St. Gallen



Die erste Seite des *Abrogans* mit den Eintragungen zu *humilis*, um 790



Nibelungenlied, Handschrift B, um 1260

mit Kirche, Räumen für Mönche und Gäste, Hospital, Stallungen bis hin zum Kräutergarten enthält.

Übersprungen wurde dabei das beinahe Wichtigste: Dieses Kloster entwickelte sich zu einer der Schreibstuben des Karolingerreiches, hier wurde alles kopiert und damit erhalten, was aus der Spätantike und dem Frühmittelalter überliefert war. Bis heute stellt St. Gallen die wichtigste Bibliothek speziell für die frühe deutschsprachige Überlieferung dar. Hier liegt etwa das älteste Buch in deutscher Sprache, der sogenannte *Abrogans*. Ursprünglich war es ein Lexikon, in dem Mönche schwierige lateinische Wörter durch einfachere übersetzt erhielten, *abrogans* (das allererste Wort) etwa durch *humilis*, beides mit der Bedeutung von »demütig«. Wertvoll aber wurde das Buch erst dadurch, dass ein Mönch daneben deutsche Übertragungen eintrug, für *abrogans/humilis* etwa *deomüetic/sanftmüetic*. Insgesamt sind so über 4000 deutsche Wörter aus der Zeit um 770 erhalten.

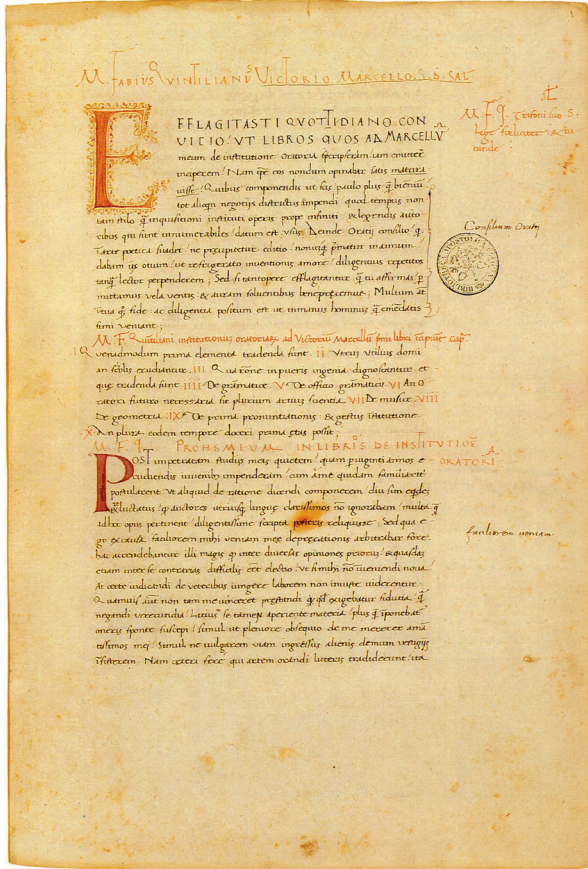
Weiter enthält die Bibliothek, in deren barocken Prunksaal heute Touristen geführt werden (die dann mit ihrem Eintrittsgeld die Restaurierungskosten mittragen), die bedeutendste Sammelhandschrift für Epen des Hochmittelalters, darunter den *Parzival* und den *Willehalm* von Wolfram

von Eschenbach, weiter das *Nibelungenlied* (mit der sogenannten Handschrift B) und einiges andere. Auch wenn heute all dies hochaufgelöst im Netz zu finden ist, suchen die meisten Forscher nach wie vor diesen mythischen Ort irgendwann einmal leibhaftig auf.

6 Suchen und finden

ST. GALLEN. – Seit dem 14. Jahrhundert bewegten sich eigenartige Gestalten in Europa, die etwas suchten. Es waren Intellektuelle, manchmal Geistliche, jedoch nicht amtierende Priester oder Mönche, eher Sekretäre in Diensten von hohen Herren, zuständig für deren Korrespondenz. Sie alle leitete ein unstillbares Interesse an den literarischen Schätzen der Antike, die bislang nur teilweise das Tageslicht erblickt hatten. Zu finden waren diese Schätze in Bibliotheken, speziell in alten Klosterbibliotheken, wo sich zwischen Theologischem eben auch diese Abkömmlinge heidnischen Wissens fanden. Wenn sie Glück hatten und nicht abgeschabt wurden, um neuen Texten als Unterlage zu dienen. Die begehrten Kodizes aus spätantiken und frühmittelalterlichen Zeiten waren im Prinzip gut haltbar, bei schlechter Pflege jedoch dem Verfall ausgesetzt. Es wurde also Zeit, höchste Zeit. Und man brauchte Gelegenheiten und Tipps, wo etwas zu finden war.

Im Jahre 1416 war eine dieser Gestalten auf einem Pferd von Konstanz nach St. Gallen unterwegs: ein Italiener, der kein Wort Deutsch verstand. Sein Name lautete Poggio Bracciolini, von Beruf Sekretär eines der drei Päpste, die auf dem Konstanzer Konzil allesamt abgesetzt wurden. Poggios Dienstherr war Johannes XXIII. gewesen, der berüchtigtste unter ihnen, prunksüchtig und keine Niedertracht scheuend, wenn es um die Beseitigung eines Widersachers ging. Poggio hatte trotzdem für ihn die Korrespondenz erledigt, weil er von etwas leben musste. Da machte ihn die Absetzung urplötzlich arbeitslos. Aber Poggio war eben nicht nur Sekretär, sondern auch Humanist, interessiert an allem, was die Antike in feinstem Latein bot. Und dann gab es eben diesen Tipp hinsichtlich St. Gallen, dem Kloster mit berühmter Bibliothek, nicht weit weg von Konstanz. Statt sich um seine Zukunft zu sorgen, machte sich Poggio mit einem Freund auf und ließ sich die Schätze zeigen. Bei einem ersten Besuch hatte er nur minimalen Erfolg, der zweite brachte einen Volltreffer.



Handschrift von Quintilians *Institutio oratoria*, 15. Jahrhundert

Er fand genau das, was er suchte: etwas gut Bekanntes, weil überall Zitiertes, aber eben bislang nicht Aufgefundenes – das bedeutendste Lehrwerk der Rhetorik in der gesamten Antike, Quintilians *Institutio oratoria*. In einem Brief beschreibt Poggio den Fund bilderreich wie einen Eingekerkerten: »Sein Bart war verdreckt, sein Haar voller Schmutz«, »in einer Art stinkendem und düsterem Verlies« liegend, jedoch mit entsprechender Übung lesbar. Poggio erkannte den Wert sofort, hätte das Werk gerne ausgeliehen, stieß aber auf die Weigerung des Abtes, dem der Wert ebenfalls dümmerte und dessen Zutrauen in die Ehrlichkeit seines Besuchers nicht hoch gewesen sein wird. Der in solchen Fällen übliche Kompromiss lautete: abschreiben. Wenn man die heutige Ausgabe mit ihren etwa 800 Druckseiten in der Hand hält, wird man staunen, dass Poggio es in 54 Tagen schaffte –

für die Alternative, einen Mönch mit der Arbeit zu betrauen, fehlten ihm schlicht die Mittel. Sofort wurde in Konstanz eine weitere Abschrift angefertigt, Poggios Text an die brieflich instruierten Humanistenfreunde in Florenz geschickt. Die kopierten es weiter und stellten damit der Gelehrtenwelt einen Grundtext der Renaissance zur Verfügung.

Die *Institutio oratoria* war ein Werk der Vergangenheit, aber ein für die Erstehung der neuen Welt beehrtes, geradezu eine der Gründungsschriften ziviler Existenz mit den Mitteln des Wortes – Quintilians Schrift enthält einen regelrechten Lehrplan für die Ausbildung des Intellektuellen von der Wiege bis zur Bahre. Ein Exemplar hatte sich also am Bodensee erhalten. Die allgemeinen Umstände des Konzils und nicht zuletzt die persönlichen der Arbeitslosigkeit ermöglichten die Sensation. Dabei war der nicht einmal vierzigjährige Poggio kurz zuvor noch im Heilbad Baden (dem heutigen Baden-Baden) gewesen, um den Rheumatismus zu heilen, der seine Schreibfähigkeit bedrohte. Er berichtete brieflich über die für ihn als Italiener unvorstellbaren Verhältnisse im Bad, wo Frauen und Männer so gut wie nackt nebeneinander badeten und sich dabei durchaus nahe kamen. Poggio fand offenbar ohne solchen Kontakt die gewünschte Heilung. Er war also bereit für den Fund.

Leider ist seine Kopie hinterher verloren gegangen, doppelt schade, weil kaum jemand über eine so schöne Handschrift verfügte wie er, der damit ganz nebenbei bis heute unsere Vorstellungen von der »Antiqua« prägte, die wir in unseren Zeitungen und Büchern lesen.

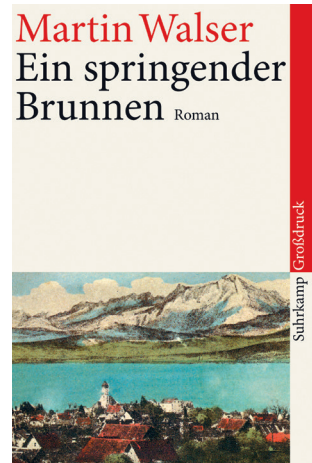
7 Späte Kindheitserinnerung

WASSERBURG. – Wer in den letzten Jahren als Tourist nach Wasserburg gekommen ist, wird es womöglich in ungünstiger Erinnerung haben: zu viel Rummel, der sich schlicht der Schönheit der Gegend verdankt. Die Rheinmündung in den Bodensee liegt direkt gegenüber, dazwischen ist Lindau (das »schwäbische Venedig«) auf seiner heute mit einem Damm verbundenen Insel zu sehen. Keine Frage: Wasserburg bietet etwas. Und ist Schauplatz eines literarischen Werkes, in dem von Touristen noch kaum die Rede sein kann: in Martin Walsers autobiographischem Roman *Ein springender Brunnen*.

In der Regel entsteht Derartiges in einem Autorenleben als Erstes, mindestens innerhalb des Frühwerks. Bei Thomas Manns *Buddenbrooks* ist es mit der Lübecker Vergangenheit so, auch bei Günter Grass' *Blechtrommel* mit den Danziger Erinnerungen. Bei Walser ist es anders. *Ein springender Brunnen* mit der Beschreibung der Kindheit im Geburtsort Wasserburg erschien 1998, gut vierzig Jahre nach dem Einstieg mit *Ehen in Philippsburg*. Walser war damals einundsiebzig und hatte so gut wie Jahr für Jahr einen neuen Roman vorgelegt. Er tat dies weiter, von 2019 datiert *Mädchenleben*, auch ein Rückgriff auf frühere Zeiten, auf Tagebucheinträge aus dem Jahr 1962. An Produktivität konnte es ohnehin kein Kollege mit ihm aufnehmen (»Ich schreibe, also bin ich«).

An vernichtender Kritik schon. Marcel Reich-Ranicki hat ihn wie Grass und Böll früh niedergemacht. Im Feuilleton der FAZ konnte man über *Jenseits der Liebe* 1976 lesen: »Ein belangloser, ein schlechter, ein miserabler Roman. Es lohnt sich nicht, auch nur ein Kapitel, auch nur eine einzige Seite dieses Buches zu lesen.« Und: »Erzählen kann er ums Verrecken nicht.« Der Höhepunkt aber sollte noch folgen, und er hängt mit dem autobiographischen Roman zusammen, mit *Ein springender Brunnen*. Im »Literarischen Quartett« fiel das Stichwort: Behandlung der Nazizeit ja, aber Auschwitz komme nicht vor. Walsers Verteidigung folgte postwendend am 11. Oktober 1998, anlässlich der Rede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels in der Paulskirche. Er sprach von der »Moralkeule«, auch von der »Instrumentalisierung« des Holocaust. Ein von der FAZ eingefädelt Gespräch mit Ignaz Bubitz, dem Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, verschlimmerte alles noch. Das Feuilleton schäumte, machte Walser zum Antisemiten. Der trat nach mit seinem Roman *Tod eines Kritikers*, worin mehr als deutlich Reich-Ranicki den »Helden« spielte.

Was das Publikum kaum noch wahrnahm, war eine Reaktion, die die deutsch-amerikanische Germanistin Susanne Klingenstein in die Wege leitete. Walser lernte durch sie das auf Jiddisch verfasste Romanwerk des Ostjuden Scholem Abramovitsch kennen, bekannter unter dem Namen einer



Cover von Walsers Roman
Ein springender Brunnen mit
Ansicht von Wasserburg

von ihm geschaffenen literarischen Gestalt: Mendele Moicher Sforim (auf Deutsch: Mendele, der Buchhändler). Vor allem dessen letzten Roman *Schlimale*, geschrieben zwischen 1899 und 1917, ebenfalls ein autobiographisches Werk mit Parallelen zur Selbstfindung, wie sie Walser im *Springenden Brunnen* zeichnete – zum Beispiel das Aufwachsen in einer religiösen Umgebung (bei Abramovitsch das Judentum, bei Walser der Katholizismus), der sich die Jugendlichen entfremdet fühlten. Daran schloss sich 2014 eine Lesetournee zusammen mit Klingenstein, die aus ihrem Buch über Abramovitsch vortrug, mit jeweils anschließender Diskussion über die Rolle des Judentums in der deutschen Literatur. Und gelegentlichem Vorlesen aus *Schlimale* auf Jiddisch, ein auf der Kombination von mittelalterlichem Deutsch und hebräischen Einsprengseln beruhender »Dialekt«, den ein heutiger deutscher Muttersprachler mit gewissen Schwierigkeiten durchaus versteht.

Dabei fielen im Kursaal von Überlingen, in direkter Nähe zu Walsers Wohnort Nußdorf, Worte, die am nächsten Tag in der FAZ zu lesen waren und höchst unterschiedlich kommentiert wurden – von einem »klärenden Wort« bis zum Vorwurf bloßer »Opportunität«: »... in mir dominiert die Mitteilung, dass wir dieses Volk umbringen wollten und zu Millionen umgebracht haben. Und dieses Volk ist mir jetzt, erst jetzt, wirklich bekannt geworden. Durch Abramovitsh ... Das Ausmaß unserer Schuld ist schwer vorstellbar. Von Sühne zu sprechen ist grotesk. Mir ist im Lauf der Jahrzehnte vom Auschwitzprozess bis heute immer deutlicher geworden, dass wir, die Deutschen, die Schuldner der Juden bleiben. Bedingungslos. Also absolut. Ohne das Hin und Her von Meinungen jeder Art. Wir können nichts mehr gutmachen. Nur versuchen, weniger falsch zu machen.«

Das Erscheinen von *Ein springender Brunnen* lag zu dieser Zeit schon 16 Jahre zurück, aber die damalige Debatte erschien nun in neuem Licht. Auschwitz kommt tatsächlich nicht vor, was aber auch schwierig gewesen wäre, weil Walser die Jahre des Aufstiegs und dann des Sieges bis zur Niederlage der Nazis ins dörfliche Milieu von Wasserburg verlegt – zusammen mit zwei weiteren Themen: dem Erwachen der Liebe und des literarischen Schreibens bei Johann, seinem Alter Ego. Dabei tauchen verschiedene Konfliktlinien auf, der Einfluss der katholischen Kirche mit ihrem Beichtterror, vor allem aber die allmähliche Nazifizierung des Dorfes. Der Vater lehnt die Nazis ab (»Hitler bedeutet Krieg«), die Mutter sucht die Anpassung, tritt in die Partei ein, um ihre Existenzgrundlage zu sichern: die »Restauration«,